

**Festgottesdienst zur Einführung von Pfarrerin Ulrike Trautwein
in das Amt der Generalsuperintendentin
Samstag, 26. November 2011, 14:30Uhr
Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche
Generalsuperintendentin Ulrike Trautwein
Predigttext: Joel 2, 23**

Gott gebe Euch erleuchtete Augen des Herzens

Liebe Festgemeinde!

Ich habe mich riesig gefreut, als ich vor ein paar Wochen die Losung für den heutigen Tag las, eine wunderbare Fügung, sie ist wie für diesen Anlass gemacht: *Freut euch und seid fröhlich im Herrn, eurem Gott*, heißt es da bei Joel im 2. Kapitel.

Vor zwei Jahren fragte mich ein orthodoxer Priester am See Genezareth, ob ich auch zu diesen „Happy clapping Christians“ gehören würde? Etwas verschreckt habe ich sofort überlegt, ob ich womöglich so wirke, als ob ich Vertreterin einer oberflächlichen, ja billigen Freude wäre.

Und dann bin ich ins Nachdenken darüber gekommen: Wie sieht es aus mit der Freude? Gibt es überhaupt so etwas wie eine angemessene christliche Freude?

Freude hat so viele verschiedene Gesichter: es gibt kleine Freuden und große Freude, manche freuen sich ausgelassen, andere eher still, manchmal fällt einem die Freude in den Schoß, manchmal muss man die Hände nach ihr ausstrecken.

Im Buch Joel geht es um eine Freude in schweren Zeiten.

Man weiß nicht genau, wann Joel gelebt und in welches großpolitische Szenario hinein er dieses Buch geschrieben hat. Es kann im 8. Jahrhundert vor Christus gewesen sein oder auch erst im 4. Jahrhundert.

Entscheidend ist, es waren Katastrophen- Zeiten. In einem Kommentar habe ich gelesen, bemerkenswert sei, dass das Buch Joel die großartigste Beschreibung einer Verwüstung durch Heuschrecken in der gesamten Weltliteratur enthalte. Nun gut.

Dass Heuschrecken eine ökonomische Krise gewaltigen Ausmaßes hervorrufen - ganz fremd ist uns dieses Bild nicht.

Die Heuschrecken damals fallen über das Land her und fressen alles radikal auf.

Sie vernichten die Ernte, den Wein, die Feigen- und Granatbäume, die Palmen und Apfelbäume, alles verdorrt.

Die Freude des Menschen ist zum Jammer geworden, schreibt Joel.

In dieser Situation wendet er sein Gesicht Gott und den Menschen zu und ruft zur Umkehr auf und verbindet das mit einer großen Verheißung: *Fürchtet Euch nicht, liebes Land, sondern seid fröhlich und getrost, denn der Herr kann auch Gewaltiges tun. Fürchtet euch nicht, ihr Tiere auf dem Felde; denn die Auen in der Steppe sollen grünen und die Bäume ihre Früchte bringen, und die Feigenbäume und Weinstöcke sollen reichlich tragen. Und ihr, Kinder Zions, freut euch und seid fröhlich im Herrn, eurem Gott.*

Mich fasziniert an diesem wie an vielen anderen Texten der hebräischen Bibel: Mitten in großem Leid und in Furcht erwächst aus Zuversicht Freude. Leid und Freude schließen sich nicht gegenseitig aus, wie es oft scheint; sie sind eng verwoben.

Das Schwere, das, was kaum auszuhalten ist: all die Zerstörung und Not der Menschen wird benannt, aber in der Hinwendung zu Gott blüht auch die Hoffnung. Joel kann ein visionäres Bild zeichnen, das die Welt wieder in satten, fröhlichen Farben zeigt. Das Leben mag schwer sein und wehtun und trotzdem: Freude ist nicht fern!

Ich weiß nicht, ob es stimmt, aber mir kommt es so vor, als ob wir uns heute schwerer damit tun, die Vielschichtigkeit und die Ambivalenzen des Lebens auszuhalten.

Glatte, makellose Schönheiten bestimmen unsere Bilderwelt, entsprechend soll auch unsere seelische Gesundheit sein: stark, optimistisch, auf die Sonnenseite hin orientiert. Neulich habe ich in einem Artikel über Glück den Rat gelesen, man soll sich von unglücklichen Menschen fern halten, sie ziehen einen nur runter.

Was für eine grausame Empfehlung, sie führt in der Konsequenz dazu, dass die unterschiedlichen Menschengruppen in unserer Gesellschaft auseinanderdriften. Erst meidet man die Unglücklichen, dann am besten auch gleich die mit weniger Geld und mit der schlechteren Bildung. Besser nicht in der gleichen Gegend wohnen und die Kinder nicht gemeinsam auf die Schule schicken. Nicht hingucken, nicht sehen, was man nicht sehen will. Auch den braunen Sumpf nicht, der erneut zum Nährboden für Totschlag und Mord in unserem Land geworden ist.

Alles, was stört und was weh tut, wird zur Seite geschoben. Kein Wunder, dass Depressionen zur Volkskrankheit geworden sind, wenn nicht zugelassen wird, dass Traurig sein, Verzweifelt sein und Scheitern zum Menschenleben dazu gehören.

Ich bin über jeden Menschen, über jede Gruppe, jede Gemeinde froh, die sich gegen solche Prozesse der Abspaltung wehrt und versucht die unterschiedlichsten Menschen und die unterschiedlichsten Gemütslagen zusammen zu halten. Das lehrt uns die hebräische Bibel. Das lehrt uns unser christlicher Glaube: „In dir ist Freude in allem Leide!“ Das ist Leben, nur so gewinnt es an Tiefe und auch an Freude.

Es gibt selten ein Entweder – Oder. Im Unglück scheint mancher Glücksmoment auf. Leid kann Spuren der Freude tragen.

Jesus ist der beste Zeuge dafür, er hält das alles zusammen. Er hat die Menschen in jede, auch noch so traurige Situation hinein begleitet, in seinem Tod liegt der Anfang großer Befreiung. Mit seinem ganzen Sein bestätigt er diesen Aufruf zur Freude: *Freut euch und seid fröhlich im Herrn, eurem Gott.*

Das Leben bleibt vielschichtig, und es gibt keine einfachen Antworten.

Und genau das liebe ich an unserem Protestantismus, dass er so nah am Leben ist.

Er mutet uns zu, mitten rein zu gehen und uns intensiv mit den jeweiligen Lebensfragen auseinander zu setzen und nachzudenken.

Und da passiert es schon mal, dass drei protestantische Menschen auch drei, oder sogar vier verschiedene Antworten haben.

Damit können wir leben, weil wir Gott die Ehre geben in dem Vertrauen, dass er uns trotz unterschiedlicher Meinungen verbindend umfängt.

In unserer komplexen Welt gibt es selten nur einen gangbaren Weg, nur eine richtige Lösung.

Das gilt auch für unsere Reformprozesse in der Kirche.

Auch da müssen wir die Vielschichtigkeit und die Ambivalenzen aushalten.

Wir alle sind mit dafür verantwortlich, dass wir auch morgen noch das Evangelium in die Gesellschaft hinein tragen können.

Dass wir Volkskirche bleiben, das bedeutet eine Kirche, die Menschen begegnet, sie aufsucht an den wichtigen Stellen ihres Lebens. Es gehört zu den kirchenleitenden Aufgaben, an denen ich von nun an beteiligt bin, weiter für Strukturen zu sorgen, die das ermöglichen.

Und dafür zu sorgen, dass alle, die in der Kirche arbeiten und engagiert sind, möglichst gut ihre Aufgaben erfüllen können und dabei Raum haben, Neues zu ersinnen und auszuprobieren.

Strukturen sind wichtig, aber sie sind nicht alles. Entscheidend ist, ob wir selber etwas von der frohen Botschaft ausstrahlen. Und nicht so wirken, als ob all unsere Bemühungen nur darum gingen, uns selber gut zu versorgen: meine Pfarrstelle, meine Kirche, mein Gemeindehaus.

Es geht darum, Gott zu helfen, das Herz der Menschen zu erreichen. Oder wie Paulus so schön formuliert: Gehilfinnen und Gehilfen der Freude zu sein! Dabei ist es ein Trugschluss zu glauben, dass die Menschen scharenweise in unsere Kirchen stürmen, wenn wir endlich tollere Gottesdienste halten, besser predigen, zielgenauer die Milieus ansprechen und einfach insgesamt noch fitter werden.

Wenn wir es schaffen, uns selber noch effizienter zu managen. Diese Art von Druck ist unevangelisch und produziert langfristig nur traurige, ausgebrannte Pfarrer und Pfarrerinnen, frustrierte Mitarbeitende und enttäuschte Ehrenamtliche.

Unsere Gesellschaft ist in ihrer Verdichtung und ihren Leistungsansprüchen unerbittlich wie nie, von den Menschen wird erwartet, dass sie selbst die Produzenten ihrer eigenen Stärke, Unabhängigkeit und Ganzheit sind. Jede Niederlage wird damit zum Untergang. Es herrscht ein Zwang zum Erfolg. Das hat auch auf uns in der Kirche abgefärbt und es bleibt auch für uns die große Herausforderung, mit unseren Grenzen zu leben und uns mit ihnen zu versöhnen.

Wir können nicht nur über „heilsame Unterbrechungen“ reden und die Gesellschaft beschwören, langsamer zu treten:

Wir selber müssen es tun. Anstatt, wie ich oft beobachte – leider auch bei mir selbst - auch noch verdeckt stolz darauf zu sein, wenn wir bis zum Umfallen arbeiten.

Wie befreiend wäre es, wenn wir, auch die kirchenleitenden Menschen, darin zum Beispiel werden.

Von mir selber weiß ich: wenn ich mehr arbeite, als ich eigentlich kann, kommt irgendwann der Punkt kommt, an dem ich mutlos werde und meine Fröhlichkeit verliere.

Wir müssen nicht so viel müssen!

Lassen Sie uns weiter miteinander üben, unser Vertrauen darauf zu setzen: Gott hat uns doch schon längst gefunden - und geht den Weg unserer Kirche mit. Wohin - man darf gespannt sein. Aus diesem Vertrauen wächst Freiheit und große Freude.

Ich bin dank eines Buches des Göttinger Theologieprofessors Jan Hermelink gerade wieder **neu** neugierig auf Ernst Lange geworden. Er war einer der Großen des letzten Jahrhunderts, ein origineller Denker, ein engagierter und streitbarer Theologe.

Wie Kirche zeitgenössisch und präsent Kirche sein kann, darum hat er gerungen. Bei ihm finden sich wichtige Impulse.

Konziliarität hat er groß geschrieben, das heißt, die Betroffenen sind beteiligt, die ganze Vielfalt der Themen wird ausgebreitet und besonders auch das, was strittig ist kommt auf den Tisch. Ernst Lange sagt: „Die konziliare Einheit der Kirche ist keine konfliktlose Einheit. Sie ist der Streit um die Wahrheit in der gemeinsamen Hoffnung auf die Zukunft der Wahrheit“.

Mich reizt dieser Ansatz.

Wer den schnellen Konsens sucht, läuft Gefahr, Wichtiges weg zu blenden, was da ist und benannt werden will.

„Salz der Erde“ würzt manchmal auch die eigenen Debatten und tut auch mal in den eigenen Wunden weh.

Gerade in einer so heterogenen Stadt wie Berlin mit so unterschiedlichen Welten sehe ich darin eine große Chance, mutig die Kontroversen und Konflikte anzuschauen, den Dissens auszuhalten und auszutragen.

Darin, so sagt Ernst Lange, kann „die bunte Gnade Gottes“ zur Wirkung kommen.

In meinem Amt will ich dazu beitragen, dass unsere Kirche weiter Teil dieser Stadtgesellschaft bleibt, damit sie, Zitat Ernst Lange, „den Einspruch Jesu gegen die selbst zerstörerische Gesellschaft, zur Sprache bringen kann.“

Wir werden gleich das Lied singen „O Heiland rei die Himmel auf“-
komm und verändere mit uns diese Welt.

Gerade in der Adventszeit spüre ich die leidenschaftliche Erwartung darauf, dass Gott kommt.

Gott wird Mensch, damit wir menschlich leben.

Und das bedeutet ganz alltagspraktisch, dass wir nicht nur auf die Probleme starren, auf das, was uns das Leben beschwert, sondern auch die vielen kleinen und großen wunderbaren Dinge wahrnehmen, die uns umgeben.

Dass wir wertschätzen, wie viel Mühe sich gerade jetzt gegeben wird, diese Zeit so zu gestalten, dass Menschen etwas von der Güte Gottes erfahren.

Und, dass wir vor allem unsere Freude zeigen.

Wir können, auch wenn wir Protestanten sind, herrlich feiern, wie unlängst in Dresden und wie wir immer wieder an vielen anderen Orten zeigen. Ich finde, eine ordentliche Portion „happy clapping“ darf auch sein, damit man unsere Freude auch sieht und hört.

Manchmal habe ich in den vergangenen Wochen gehöriges Muffensausen bekommen, wenn ich an die Kirche mit all ihren Problemen im großen säkularen Berlin gedacht habe.

Doch dann kam bei einem Fest, das gar nichts mit Kirche zu tun hatte, ein Berliner auf mich zu und sagte aus vollem Herzen:

Freu Dich, dass Du zu uns kommst, Berlin ist voller fröhlicher Christen!

In diesem Sinne: **Ich freu mich drauf!**

Und der Friede Gottes der höher ist als all unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen